

Glauben Männer anders?

Markus Hofer

Kennen Sie Gubbio? Es liegt im Norden Umbriens, unweit von Assisi und ist am ehesten durch die franziskanische Geschichte mit dem „Wolf von Gubbio“ bekannt. Die Häuser sind aus dem ortsüblichen Travertinstein gebaut, der über die Jahrhunderte grau, schwarz und speckig geworden ist und so dem Stadtbild noch mal einen herb-düsteren Anstrich gibt. Zwei jährliche Ereignisse gibt es dort, bei denen Männer im Zentrum eines religiösen Aktes stehen. Jeweils am 15. Mai, dem Todestag des Stadtpatrons S. Ubaldo, beim Corsa dei Ceri, dem Rennen der Riesenkerzen, kommt es zu einem religiösen Wettlauf zwischen der Maurer-Zunft, den Handwerkern und Kaufleuten und den Bauern. Am ersten Sonntag im Mai ziehen die Statuenträger (Cerioli) bei Sonnenaufgang zwei Kilometer den Berg hinauf zur Basilika S. Ubaldo, um die dort verwahrten Ceri („Kerzen“) in die Stadt zu holen. Auf große Traggestelle sind 5-6 m hohe „Kerzen“ aus Holz montiert und an der Spitze, quasi an Stelle des Dochtes, befindet sich eine große Statue mit dem jeweiligen Heiligen der Gruppe. Ubaldo selbst ziert den Cero der Maurer, Giorgio den der Handwerker und Kaufleute und Abt Antonio den der Bauern. Am 15. Mai dann werden die schweren Ceri von mehreren Trägern geschultert und durch die Stadt getragen. Den spektakulären Höhepunkt des religiösen Festes bildet der Wettlauf am späten Nachmittag. Es ist ein Wettkampf der drei Gruppen, die in einem rasanten Staffellauf, den Cero mit ihrem Heiligen wieder den Berg hinauf bringen in die Basilika. In einer Mischung aus sportlicher Spitzenleistung und heiligem Ernst sind die Männer am Werk, geben ihr Letztes und werden dabei von der Bevölkerung lautstark unterstützt. Wofür ein durchschnittlicher Spaziergänger eine Stunde anberaumt, brauchen die Cerioli knapp 9 Minuten.

Vielleicht nicht ganz so populär aber eher noch eindrücklicher ist jeweils am Karfreitag die Processione del Cristo Morto, die Karfreitagsprozession. Schon den ganzen Nachmittag herrscht eine gewisse Aufgeregtheit in der Stadt. In den düsteren Straßenschluchten werden Öllichter angezündet und immer wieder hört man das schaurige Klappern großer Holzratschen, deren Träger paarweise in weißen Kapuzengewändern mit Augenschlitzen und roten Kreuzen auf der Brust durch die Stadt ziehen. Was an den Ku-Klux-Klan erinnert, hat damit natürlich nichts zu tun. Im Mittelmeerraum (bes. Süditalien, Sardinien, Sizilien, Malta, Spanien) gibt es eine ganze Reihe vergleichbarer Prozessionen, bei denen immer wieder diese Kapuzen vorkommen. Sie stehen für eine Form des öffentlichen Bußetuns, in der der Büsser selbst trotzdem unerkant bleiben kann.

Nach Sonnenuntergang beginnt beim hinteren Stadttor die Prozession. Vornweg kommen zuerst wieder die Ratschenträger in ihrer Kapuzengewandung, dann folgen Männer, die riesige und teilweise auch schwere Kreuze tragen und danach nochmals Kapuzenträger mit Kissen, auf denen sie die Marterinstrumente der Passion mittragen. Nach den Ministranten, hier auch einige Mädchen, und dem Klerus der Stadt folgt die erste der beiden

Bruderschaften, die auf einer riesigen Bahre die Statue des toten Christus mit trägt, bei der zweiten Bruderschaft ist es dann die Figur der schmerzreichen Gottesmutter. Begleitet wird alles von den alten (13. Jh.), dreistimmigen Männerchören, die fast klingen wie eine Herde blökender Schafe. Die Männer haken untereinander ein, um sich mit noch mehr Kraft in den klagenden Gesang zu stürzen. Jeder gibt sicht- und hörbar sein Letztes, es scheint, also ob sich diese Männer ihre Seelen aus dem Leib singen würden. Der Ernst, mit dem sie an der Sache sind, ist ein spürbar heiliger und der liturgische Gänsehautfaktor ist auch für die Umstehenden hoch.

In Tarent (Apulien) oder Trapani (Sizilien) zieht am Karfreitag die Prozession mit alten Statuen, die den Leidensweg Christi darstellen, während vierundzwanzig Stunden durch die ganze Stadt, begleitet von vielen Blasmusikkapellen mit ihren traditionellen Trauermärschen. Wie Elefanten tuten da die Tuben, die Posaunen erinnern an das Schreien waidwunder Tiere, die Trompeten klingen herzerreißend und dazu kommt das Krachen der großen Becken und Pauken. Am Ostersonntag zu Mittag ist alles wieder still und die Stadt wartet auf die Auferstehung. In Süditalien kommt es immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen der Amtskirche, den Pfarrgemeinderäten und jenen Männern, die in Laienbruderschaften organisiert, die Prozessionen bestreiten. Wie es aussieht, wollen sich diese Männer ihre eigene ‚Processione‘ weder nehmen noch umgestalten lassen.

Nun, solche Ereignisse lassen sich natürlich unterschiedlich einordnen, sei es als Reste südländischer Männerfolklore, kirchlichen Machokult oder auch als die letzten und zunehmend lächerlichen Zuckungen hegemonialer Männlichkeit im religiösen Raum, wo Kerle für ein paar Stunden glauben, noch Kerle sein zu dürfen. Seit ich vor vielen Jahren das erste Mal zu Karfreitag in Gubbio war, tue ich mir schwer mit derartigen Bewertungen, komme ich nicht umhin, ernst zu nehmen, was ich dort erlebt habe. Seither beschäftigt mich die Frage, ob Männer nicht doch anders glauben, d.h. andere spirituell-liturgische Vorlieben haben als Frauen, andere Formen oder Zugänge bevorzugen. Selbstverständlich ist es schwer, hier von den Frauen und den Männern zu reden und ich behelfe mir zumindest mit der Rede von einem männlichen und einem weiblichen Muster, von denen wir analog zu den Hormonen beide in uns haben. Es kann also nur ansatzweise darum gehen, so etwas wie ein männliches Muster im religiösen Bereich anzudeuten¹.

Was ich damals und auch später wieder bei der Karfreitagprozession in Gubbio erlebt habe, hat mich als Mann tief berührt. Zum einen war einfach sicht- und spürbar, dass diese Männer in einem gemeinsamen religiösen Tun sind, dass es viel mehr als nur Tradition oder Folklore ist, sondern etwas, das in ihnen lebt, in dem sie aufgehen, den Schmerz über Christi Tod in ihr eigenes Leben transformieren und mit buchstäblich heiligem Ernst dabei sind. Auch meine Frau schaute interessiert zu, aber es blieb ihr äußerlicher, hatte wenig mit ihr zu tun, blieb ihr ein Stück fremd, während ich selber mich am liebsten eingereicht und lautstark mitgesungen hätte. Die Art dieser Prozession, soviel war uns klar, hatte damit zu tun, dass es eine Männersache war. Das Beispiel ist sicher ein extremes und hat auch für mich vor allem heuristischen Wert. Jedenfalls geht

¹ etwas ausführlicher dazu vgl. M. Hofer, Männer glauben anders, Innsbruck 2003

es mir nicht darum, derartigen Prozessionen auch in deutschen Landen einzuführen.

Was hier in Extremform praktiziert wird, ist die Verbindung von Religion und Erlebnispädagogik, von Liturgie und Indianerspielen. Die Männer sind unter sich, sie haben also auch im inzwischen stark von Priestern und Frauen dominierten Bereich der Religion nochmals ihr eigenes Revier, heute müsste man fast sagen einen geschützten Raum. Sie haben ihre eigene Prozession, in ihrer eigenen, wenn auch uralten Form, in der sie sich selbst auch als Männer erleben dürfen. Wo können das Männer heute noch im kirchlichen Raum? Oder ist das Anliegen als solches suspekt? Gespräche mit meiner Kollegin vom Frauenreferat über Frauenliturgien haben in mir nicht nur ein Verständnis dafür entstehen lassen, sondern ebenso das Anliegen bekräftigt, dass zwischendurch die Männer auch ihre Männerliturgien haben dürfen².

Ein wesentliches Element für Männer ist sicher, dass diese Prozession draußen stattfindet (outdoor), man(n) in Bewegung ist und es etwas zu tun gibt. Wenn Männer ebenso im Rudel und mindestens so verkleidet im Namen des Sports durch die Landschaft joggen, nennt man es Training oder Wettkampf. Im Beispiel Gubbio sind diese Elemente mit im Spiel, aber ausdrücklich verbunden mit einem religiösen Tun. Das mag für uns heute ungewohnt sein, aber wird es deshalb suspekt? Unbestreitbar ist diese Prozession eine spektakuläre Inszenierung, verbunden mit großen Gesten und einigem Pathos. Ein Stück weit scheint mir auch das eher einem männlichen Muster zu entsprechen und wenn wir in Lebensbereiche schauen wie Sport oder die noch eher typischen Männervereine, so finden wir alle diese Elemente wieder. Warum, frage ich mich manchmal, sollen Männer das nicht mehr im kirchlichen Bereich finden? Dasselbe denke ich mir angesichts der Zunahme indianischer Rituale wie Schwitzhütten im Bereich der Männerszene: Hätten wir aus dem Schatz unserer kirchlichen Tradition da nicht auch etwas zu bieten?

Weiters gibt es in dieser Prozession ein vielfältiges Angebot von Rollen und Aufgaben – und Männer (aus meine Erfahrung traditionelle wie moderne) spielen gerne eine Rolle. Unlängst sagte ein Mann mit eher traurigen Augen zu mir: „Als Ministrant wurde ich in der Kirche noch gebraucht!“ Er scheint für sich keine attraktiven Aufgaben mehr zu sehen oder vielleicht auch würde er gerne gefragt werden und wird es nicht. Zum einen findet man Männer in einer Pfarre vor allem dort, wo es um Bauen und Geld geht. Da läge es nun nahe zu sagen: typisch, wo es um Macht geht. Ich würde etwas wohlwollender vielleicht sagen: Hier können sie in der Kirche etwas tun, das sie können, von dem sie etwas verstehen, das das Ihrige ist. Das andere Feld ist nicht selten der Arbeitskreis Feste&Feiern und hier sieht man Männer Fässer schleppen und Biertische aufstellen, wenn es um die Organisation eines Pfarrfestes geht. Da könnte man nun wieder sagen: typisch, wo es ums Bier geht. Männer zeigen ihre Liebe oft

² Zusammen mit Kollegen haben wir konkrete Modelle, Rituale und Gottesdienste entworfen als Angebote quer durch das Kirchenjahr für Männer, die daran Interesse haben und vielleicht so etwas einmal mit anderen Männern umsetzen möchten: M. Hofer, Männerspiritualität. Rituale, Modelle, Gottesdienste, Innsbruck 2005

Das Anliegen einer Alltagsspiritualität für Männer habe ich an der Figur des Franz von Assisi umzusetzen versucht: M. Hofer, Franz für Männer. Was uns der Mann aus Assisi zu sagen hat, Innsbruck 2001

durch Leistung, indem sie etwas tun, und darum hat in ihren Männerseelen das Schleppen von Biertischen vielleicht nicht nur mit Durst zu tun, sondern kommt darin auch ihre Beziehung zur Pfarre zum Ausdruck; wenn nicht sogar noch mehr.

Noch einmal nach Gubbio: Männer praktizieren gemeinsam einen Mythos und das ist das Gegenteil der psychologischen Innenschau³. Männer sind Frauen oft unterlegen, wenn es darum geht, sprachlich Gefühle auszudrücken. Das Sitzen im Kreis mit dem Blick auf die eigene innere Befindlichkeit ist etwas, das Männer eher schreckt. Es ist zwar ein Anliegen der Männerarbeit, Männer mehr zur Sprache zu bringen, gleichzeitig muss aber noch stärker wahrgenommen werden, dass Männer durchaus ihre eigenen Formen haben Gefühle auszudrücken, auch wenn es sprachlich karger ist. In meiner Diözese werden seit Jahren in der Fastenzeit „Exerzitien im Alltag“ in vielen Pfarren angeboten mit Formen wie malen und tanzen, die offensichtlich vor allem Frauen ansprechen; und sicher auch hier nicht alle. Dagegen ist gar nichts einzuwenden, es nur nicht verwunderlich, wenn es bisher nicht gelang, mehr Männer dorthin zu bekommen. Der ‚Durchschnittsman‘ (und ich bekenne mich auch dazu), sofern er nicht gerade Balletttänzer oder Künstler ist, drückt seine Gefühle nicht gerne durch malen oder tanzen aus. Für ihn sind das viel eher Reviere, in denen er sich nur blamieren kann; und das ist vielleicht immer noch die männliche Elementarangst.

Die Männergesänge von Gubbio halte ich für einen starken und sehr männlichen Ausdruck von Gefühlen. Wenn manche es als rau, hart oder unheimlich empfinden, besteht dieser Eindruck vermutlich zu recht, kommt doch darin ein Teil des Männerlebens zum Ausdruck, das manchmal eben auch hart und rau war oder auch noch ist. Wenn religiöse Gesänge ‚unheimlich‘ klingen, bedeutet das vielleicht gerade, dass auch Schmerz und Trauer zum Leben gehören. Ich vermute, dass für nicht wenige Männer das, was sie heute in ihrer Gemeinde erleben, zu ‚lieb und nett‘ ist, möglicherweise eben zu wenig ‚unheimlich‘. Gegen einen ordentlichen liturgischen Schauer hätten sie vermutlich nichts einzuwenden oder sei es nur die Inbrunst, mit der unlängst in der Weihnachtsmesse wieder die Männerstimmen im „Stille Nacht“ zu vernehmen waren.

Männerkirche ohne Männer

Es gab eine Zeit, da wurde noch von der Religion der Väter geredet. Das galt nicht nur, weil man sich noch ausdrücklich auf die alten Gründerväter berief, sondern weil tatsächlich die Väter im religiösen Kontext eine große Rolle spielten. Im eigenen Haus war er eine Art Zeremonienmeister, im religiösen Leben der Gemeinde hatte er etwas zu sagen, viele religiöse Vorschriften wandten sich vor allem an die Männer und die Weitergabe des Glaubens war eine spezifisch väterliche Aufgabe. In der Nacht des Auszugs aus Ägypten

³ vgl. dazu auch: A. Guggenbühl: Männer Mythen Mächte, Stuttgart 1994. Guggenbühl vertritt, vereinfacht gesagt, die These, dass Psychologie eher die Frauen, Mythen eher die Männer ansprechen. Da Mythen immer schon auch missbraucht wurden, entwickelt der Autor auch eine eigene Mythopathologie.

wurden nicht nur die männlichen Erstgeborenen der Ägypter getötet, sondern auch auf israelitischer Seite hatten die Männer einiges zu tun. Da wurde geschlachtet, gebraten und gebruzelt. Vermutlich haben das ungesäuerte Brot die Frauen gebacken. Es ist eine Form von Hausliturgie, in der noch etwas los ist: die Hüften gegürtet, Schuhe an den Füßen, den Stab in der Hand wird gemeinsam gegessen und getrunken, hastig zwar und zuvor waren noch die Türpfosten mit Blut zu bestreichen. Man spürt, dass da Männer am Werk waren und die jungen Söhne waren vermutlich stolz auf ihre Väter. Da wird gehandelt und getan, mit großen Gesten und im Auftrag des Herrn. Die Männer sind dabei, im Element möchte man fast sagen, sie haben eine tragende Rolle. Man kann das als patriarchales Gehabe abtun, aber zumindest kamen die Väter damals noch vor, hatten noch eine Aufgabe, eine Rolle, eine Funktion.

Dieses Bild hat sich doch stark verkehrt. Dabei hält sich hartnäckig die Überzeugung von der katholischen Kirche als Männerkirche. Wo sind dann aber die Männer in der Männerkirche? Die Kirche ist im Grunde eine von Frauen getragene und von Männern in Frauenkleidern geleitete Institution.⁴ Kein Mann glaubt, dass er in der Kirche eine besondere Macht hätte, nur weil der Priester ein Mann ist. Männer haben auch nicht unbedingt das Gefühl, dass im Priester einer von ihnen da oben steht. Wir leben in einer Klerikerkirche, aber nicht in einer Männerkirche. Natürlich sind alle wichtigen Positionen von Priestern, von zölibatären Männern besetzt, doch ist es verhängnisvoll zu glauben, dass das „die Männer“ wären. Die Männer sind viel eher der blinde Fleck der Kirche, über die oft nicht einmal nachgedacht wird.

Nach einem längeren Gespräch bekannte ein altgedienter Pfarrer: „Jetzt bin ich schon so lange in der Seelsorge und habe schon über so viel nachgedacht, aber ich habe mir noch nie Gedanken über die Männer gemacht. Die sind einfach eben da oder nicht da.“ Zu einem entsprechenden diözesanen Studientag meldeten sich zwar etwa zwanzig kirchlich engagierte Männer, aber kein einziger Priester war freiwillig dabei. Sicher ist das nicht nur Desinteresse, sondern schwingen dabei unter der Decke auch alle möglichen diffusen Ängste mit. Und dann kommt noch eine engagierte und pfarrlich sehr bemühte Frau und fragt allen Ernstes, was sie in der Pfarre anstellen sollen, damit sie für die Firmvorbereitung mehr „männliche Tischmütter“ bekommen. Ist das eine Männerkirche? Irgendwann wurde aus der Religion der Väter die Religion der Priester und Mütter.

Männer ziehen sich sehr schnell zurück oder gehen zumindest auf Distanz, wenn sie sich nicht ganz Ernst genommen fühlen, wenn eine umfassend männliche Perspektive keinen Platz hat, oder wenn sie nur abgewertet werden. Der Priester und die frommen Frauen sind oft eine zu starke Allianz, eine für Männer fast bedrohliche Phalanx. Es scheint manchmal, als fürchten sie quasi von der Gottesanbeterin aufgefressen zu werden – darum vielleicht die sichere Distanz, der gesunde Abstand, der geschützte Platz hinter der Säule oder in den letzten Kirchenbänken.

⁴ vgl. dazu etwas ausführlicher das Kapitel „Männerkirche ohne Männer“ in: M. Hofer, Männer glauben anders, Innsbruck 2003

Die Kirche ist heute stark geprägt vom beziehungsorientierten, gefühlsbetonten Zugang der Frauen und dem männlich-rationalisierenden Zugang der Theologie. Vielleicht wird darum nicht mehr geschlachtet, gebraten und gebruzelt. „Es tut sich“ nicht mehr so viel und manches scheint den Männern heute sehr gehübscht und gesoftet. Die weichen Eigenschaften des liebenden Christen stehen derart im Vordergrund, dass alles Wilde oder Kriegerische und damit manches quasi Männliche von vorne herein als sündhaft gilt oder sofort in den Geruch des Gewalttätigen gerät. Aus dem radikalen und fordernden Christus wurde der gute Freund, die Frau mit Bart. Doch Christus hat den Menschen nicht nur die Füße, sondern auch den Kopf gewaschen⁵. Aus dem „mysterium fascinosum et tremendum“ wurde letzteres nicht selten eliminiert, das Erschreckende und Unheimliche, die alltägliche Erfahrung von Grenzen und Ungenügen. Vielleicht wäre es gerade ein Merkmal männlicher Spiritualität, dass diese beiden Pole zueinander fruchtbar in Spannung stehen. Das Erschreckende des Glaubens, das tremendum, widersteht jeder Form gehübschter Frömmigkeit.

Persönliche Nachbemerkung

Sind solche Überlegungen und Beobachtungen legitim? Oder sind sie eine Bekräftigung hegemonialer Männlichkeit? Ist es nur ein Neuaufguss traditioneller Männlichkeit? Wenn ich als vorlauter Praktiker der Männerarbeit zu einem wissenschaftlichen Symposium über kritische Männerforschung gehe, bin ich offensichtlich schnell das *enfant terrible* und trage wohl selber auch einiges dazu bei. Umgekehrt müssen wissenschaftliche Männerforscher auch nicht mit Männern arbeiten, mit Hans, Rudi und Detlev. Selbstverständlich wird in der praktischen Männerarbeit kritisiert, aber der Zugang ist ein anderer. Wenn es keine solidarische Kritik ist, verändert sie nichts. Wenn Männer spüren, dass wir es gut mit ihnen meinen, lassen sie sich auch viel sagen. Dazu kann es aber erforderlich sein, sich zuerst einmal an ihre Seite zu stellen. Reines Moralisieren führt hingegen nicht zu Veränderung sondern zu Überforderung oder Widerstand. Wenn man Männer zur Veränderung bringen will, muss man sie zuerst würdigen. Bei Hans, Rudi und Detlev habe ich schnell ausgespielt, wenn ich mich als eine Art Großinquisitor der Männlichkeit aufspiele. Viel mehr braucht es einen guten und wohlwollenden Blick auf den einzelnen Mann (Menschen), die Bereitschaft auf ihn zuzugehen und ihn ernst zu nehmen gerade dann, wenn es Veränderungsbedarf gibt. Mit Fotos und Zitaten ist es leicht ‚hegemoniale Männlichkeit‘ zu illustrieren. Die Praxis der Männerarbeit hat mich anderes gelehrt. Die entscheidende Frage an jeden Männerarbeiter lautet: *Liebst du die Männer oder willst du es ihnen zeigen?*

Männlichkeit(en) kann man nicht ablegen wie einen Mantel, der nicht mehr als zeitgemäß gilt. Ich lebe als Mann in der Überzeugung, dass bei aller nötigen Kritik unsere männlichen Vorfahren nicht nur schlecht waren und alles falsch gemacht haben und jetzt gleichsam ein neuer Mann ausgerufen werden kann.

⁵ vgl. dazu detaillierter das Kapitel „Jesus für Männer“ in: M. Hofer, *Männer glauben anders*, Innsbruck 2003

Männlichkeit nur zu kritisieren ist leicht, sie abzuwerten sogar kontraproduktiv. Vielmehr geht es darum, Wege zu Formen reifer Männlichkeit aufzuzeigen. Macht ist nicht an sich schlecht, aber es geht darum Macht zu teilen und zu einer verantwortungsvollen Ausübung der eigenen Macht zu kommen. Männliche Aggression ist nicht an sich schlecht, aber es geht darum, sie weder gewalttätig auszuleben noch sie zu unterdrücken, sondern sie in eine gute Kraft zu verwandeln. Männergemeinschaften sind grundsätzlich etwas Wichtiges, aber auch hier geht es darum, unter Überwindung der Homophobie und im Verzicht auf reine Machtseilschaften eine gute Männerkultur zu entwickeln. Und in Bezug auf Frauen bin ich immer noch der Überzeugung, dass starke Frauen und starke Männer die besten Partner sind.